

Zeitschrift: Schweizerische pädagogische Zeitschrift
Band: 1 (1891)
Heft: 1

Artikel: Pädagogische Gedanken : in Goethes Hermann und Dorothea
Autor: Florin, Andreas
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-788188>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 31.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

in einem bestimmten Anpassungszustande, in einem Gleichgewicht-Verhältnis zwischen ihr und der Aussenwelt. Wird dieses Verhältnis auch noch für die nächste Generation dasselbe sein? Sicherlich nicht. Deshalb ist die grosse Gefahr, welche jeder Erziehung anhaftet, dass sie den Anpassungszustand, den sie selbst erreicht hat, als den definitiven ansieht, dass sie das Weltbild, welches sich ihr aus ihren Kämpfen mit der Aussenwelt ergibt, für das einzig Mögliche hält. Und wenn sie daraufhin die Erfahrungen, welche das künftige Geschlecht selbst zu machen bestimmt ist, vorweg nehmen will, wenn sie den Standpunkt, auf dem sie selbst steht, verewigen will, indem sie das jugendliche Gemüt so mit demselben sättigt und erfüllt, dass es zur eigenen Anpassung unfähig wird, dann begeht sie nicht wahre, sondern falsche Erziehung.

Der wahre Erzieher betrachtet den Standpunkt, den er gewonnen, selbst wenn ihn das Wissen voll und ganz glücklich macht, nicht als einen ewigen, sondern als vorläufigen, er bückt sich als Schemel, auf den man steigt, um höher zu kommen. Oder besser noch, er fühlt sich als Stufe einer Leiter, auf der das Menschengeschlecht emporklimmt in ungemessene, ungeahnte Fernen.

Pädagogische Gedanken

in Goethes Hermann und Dorothea.

Von *Andreas Florin*.

Der deutsche Unterricht in den obern Klassen des Lehrerseminars hat ausser seiner allgemeinen Aufgabe noch die besondere, die Lektüre in Beziehung mit der beruflichen Bildung der Zöglinge zu setzen, wo sich aus dem Inhalte des Gelesenen ungezwungen eine Gelegenheit hiezu bietet. Dadurch wird der Unterricht in der Pädagogik wesentlich unterstützt, sei es, dass dort schon erfasste Gedanken hier in neuem Gewande und lebensvoller Beleuchtung wiederkehren, oder sei es, dass die pädagogischen Ideen, welche in einem Dichterwerke niedergelegt sind, als interessante Anknüpfungspunkte für den pädagogischen Unterricht dienen. Das ist der eine praktische Gesichtspunkt, welcher uns veranlassen kann, bei der Lektüre der Dichter gelegentlichen pädagogischen Aeusserungen unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden; es ist aber auch für den Lehrer selbst recht heilsam, die Ideen des Dichters über die grosse

Aufgabe der Menschenbildung verweilend zu erforschen. — Was der Dichter darüber in seinem Kunstwerk ausspricht, ist kein abstraktes, logisches System; es sind grosse Gedanken des Augenblicks, dem reichen dichterischen Gefühl unmittelbar entsprungen. Aber gerade desshalb haben sie einen um so grössern Reiz. Das Verweilen bei solchen Aussprüchen des Dichters veranlasst unwillkürlich die Vergleichung der Anschauung des grossen „Laien“ mit unserer eigenen.

Mag sie mit derselben übereinstimmen oder ihr widersprechen, immer wird die genaue Prüfung von Wert sein für unsere pädagogische Einsicht. Deckt sich das, was wir beim Dichter, diesem Kenner und Kunder des Menschenherzens, finden, mit unserer eigenen Anschauung, so wird dieselbe dadurch gekräftigt und vertieft; stehen wir im Widerspruch damit, so liegt darin der Antrieb zu genauer Selbstprüfung; denn wir werden doch niemals, ohne reife Überlegung, uns selbst recht geben, wenn das, was wir bis jetzt für pädagogisch durchaus richtig gehalten hatten, im Gegensatz steht zu der Anschauung eines grossen Denkers und Dichters. Der Widerspruch fordert uns dazu auf, die Gründe für unsere Ansicht nochmals genau abzuwägen, so genau, wie wir es vielleicht noch niemals getan haben. Aus dieser Vergleichung entspringt für uns immer Gewinn: wir haben über einen wichtigen Grundsatz, welcher uns im Berufe leitet, grössere Klarheit gewonnen, wenn wir nach gewissenhaftem Für und Wider uns selbst recht geben können; oder wir haben dadurch gewonnen, dass wir, durch den Dichter geleitet, einen Irrtum aufgeben.

Gerade der Dichter ist es, der oft pädagogische Fragen von tiefster Bedeutung in uns anregt, welche wir umsonst in einem pädagogischen Lehrbuch suchen.

Endlich kann auch die Kunst der Darstellung des Dichters, die Mittel, durch welche er die höchste Anschaulichkeit erzielt, uns für den Unterricht selbst vorbildlich werden.

Damit dürfte die Berechtigung dargetan sein, die Dichter auch auf ihre pädagogischen Gedanken hin zu studiren. Es braucht kaum gesagt zu werden, dass nicht alle Dichtungen auf diesen Gesichtspunkt hin zu prüfen sind, weil bei vielen durch ihren ganzen Charakter schon alle „pädagogischen Streiflichter“ überhaupt ausgeschlossen sind; die Aufmerksamkeit kann sich nur auf solche Werke richten, wo dem Dichter durch die Situation und die Handlung Gedanken über Erziehung nahegelegt werden, wie z. B. Goethe in seiner unvergänglichen Schöpfung: *Hermann und Dorothea*.

Ich will der Sache nicht Gewalt antun und ein ganzes pädagogisches System aus *Hermann und Dorothea* herauszubauen versuchen, sondern bloss die pädagogischen Gedanken, welche darin niedergelegt sind, hervorheben.

Den bedeutungsvollsten Gedanken über Erziehung in *Hermann und Dorothea* spricht die Mutter aus im *dritten* Gesang:

„Wir können die Kinder nach unserm Sinne nicht formen;
So wie Gott sie uns gab, so muss man sie haben und lieben,
Sie erziehen aufs beste und jeglichen lassen gewähren.
Denn der eine hat die, die andern andere Gaben;
Jeder braucht sie, und jeder ist doch nur auf eigene Weise
Gut und glücklich.“

Der Erziehung sind durch die natürlichen Anlagen des Kindes bestimmte Schranken gezogen. Wir müssen die Kinder, so wie sie Gott uns gegeben hat, liebevoll erziehen. Die Liebe fordert, dass wir in unsern erzieherischen Massnahmen die geistigen Gaben des Zöglings berücksichtigen. Jeder (normale Mensch) hat für irgend ein würdiges Arbeitsgebiet gute Anlagen. Diese müssen wir zu entwickeln suchen; dann erziehen wir tüchtige Menschen, welche in einem Wirkungskreise, der ihrem Wesen gemäss ist, gut und glücklich sein werden. Das etwa sind also die Gedanken der trefflichen Wirtin.

Als Hauptpunkte treten uns in dieser Anschauung der Mutter zwei entgegen, welche bei der Erziehung als Grundsteine zu betrachten sind: *die Liebe zum Zögling* und die sorgfältige *Berücksichtigung der Individualität*. Diese zwei Forderungen stehen, wie uns die gute, verständige Mutter gleich zeigen wird, in innigster Beziehung zu einander. — Ihre Worte entspringen den Erfahrungen, welche sie bei der Erziehung ihres lieben Hermann gemacht hat. Die Liebe zum Sohne hat in ihrem mütterlichen Herzen den lebhaften Wunsch erregt, denselben glücklich zu machen. Die Liebe der Wirtin zu Hermann ist nicht zu verwechseln mit der Affenliebe mancher Mutter, die jedes Begehren ihres Sprösslings ohne Prüfung erfüllt. Die Wirtin ist eine „gute, verständige“ Mutter. Mit den Augen der Mutterliebe hat sie das stille, mehr in sich gekehrte Wesen des Sohnes und die Tüchtigkeit seiner Gesinnung erkannt und ihn danach behandelt. Sie liebt ihren Sohn nicht nur, sie kennt auch dessen ganzes Fühlen und Denken; an der Hand selbstloser Liebe hat sie seine Gemütsanlage erforscht. Warum kennt denn der Vater Hermann nicht? er liebt ihn ja auch, aber eben nicht so uneigennützig wie die Mutter; er liebt in ihm den Erben seines reichen Besitzes, er freut sich des Sohnes im Hinblick auf die Ehre, welche der-

selbe ihm und seinem Hause durch eine vornehme Heirat und durch eine angesehene bürgerliche Stellung gewinnen soll; er liebt also den äussern Menschen Hermann, darum ist ihm der innere nicht verständlich. Die selbstlose Liebe nur gestattet uns den Einblick in das Herz der Jugend. Durch diese Liebe geleitet ist z. B. auch das Auge Pestalozzis so tief eingedrungen in die Geheimnisse der Menschennatur. Die Liebe zur Jugend trieb ihn, zu erforschen, wie das Kind die Dinge der Welt anschaut, begreift, fühlt.

Die segensreiche Wirkung der selbstlosen Liebe und der genauen Kenntnis der Eigenart des Zöglings sind dann auch in unserm Epos schön und lehrreich gezeigt und zwar im *vierten* Gesang, an der Stelle, wo die Mutter Hermann weinend unter dem Birnbaum antrifft. Indem das Gefühlsleben Hermanns offen vor ihr liegt, sieht sie sogleich, dass etwas ganz Ausserordentliches das Herz des Jünglings bewegt.

„Wie? du weinst mein Sohn? versetzte die Mutter betroffen!

Daran kenn ich dich nicht! ich habe das niemals erfahren;

Sag, was beklemmt dir das Herz? was treibt dich einsam zu sitzen?“ u. s. w.

Die bedeutsamen Reden Hermanns über die Pflichten des deutschen Jünglings gegen das bedrohte Vaterland vermögen das geübte Auge der Mutter nicht zu täuschen; sie merkt, dass der Sohn ihr zum ersten Male sein Herz zu verbergen sucht:

„Da versetzte bedeutend die gute, verständige Mutter,
Stille Tränen vergiessend, sie kamen ihr leichtlich ins Auge;
Sohn, was hat sich in dir verändert und deinem Gemüte,
Dass du zu deiner Mutter nicht redest, wie gestern und immer,
Offen und frei, und sagst, was deinem Wesen gemäss ist?

— — — — —
Du verbirgst dein Herz und hast ganz andre Gedanken.

Hermann gesteht nun der lieben Mutter alles, was ihn bewegt. Nur die innige Liebe und das rückhaltlose Vertrauen vermögen der keuschen Seele des Jünglings das Geheimnis seiner hoffnungslosen Neigung zum armen vertriebenen Mädchen zu entlocken. — Wir haben also hier in dem schönen Verhältnis zwischen Mutter und Sohn ein klassisches Beispiel vom Segen, der in der Liebe des Erziehers und in dessen genauer Erforschung des Gemütslebens des Zöglings liegt. Selbstlose Hingabe an den Zögling öffnet uns sein Herz und sein Vertrauen in jeder Lage.

Liebe und Vertrauen des Zöglings sind die grundlegenden Voraussetzungen dauernder und eindrucksvoller erzieherischer Einwirkung.

Das Verhältnis zwischen Mutter und Sohn, verglichen mit demjenigen zwischen Hermann und dem Vater zeigt uns recht nachdrück-

lich, dass das bloße *Wohlwollen*, so verwandt es der Liebe ist, für den Erzieher, welcher das ganze Herz seines Zöglings besitzen muss, um dasselbe nach seinem Ideal zu gestalten, nicht genügt.

Es lässt sich nicht verkennen, dass der „treffliche Wirt“ es mit Hermann gut meint, dass er dessen Bestes will; ebenso zeigt sich, dass Hermann voll Ehrerbietung von dem Vater denkt; aber das kindliche Vertrauen des Sohnes besitzt der Vater nicht; wohl niemals hätte er diesem seine geheimsten Gedanken offenbart und ihm alles bekannt, was seine Seele bewegte.

In dem Gespräch zwischen Mutter und Sohn im vierten Gesange finden wir noch einen andern pädagogisch bedeutsamen Gedanken. Die wahre Liebe zum Zögling besteht nicht etwa in einer willenslosen Hingabe an denselben; sie erkennt klar und deutlich die Grenzscheide des berechtigten Wünschens und Strebens und hat auch die Kraft, dieselbe stets festzuhalten. Diese Probe besteht die Mutter wieder vortrefflich. Auch sie hätte gewünscht, dass Hermann eine der reichen Nachbars-töchter zur Braut erwählte. Nachdem sie aber die Neigung des Sohnes erkannt hat, verzichtet sie auf ihren Wunsch; sie ist bereit, bei dem Vater für Hermann zu sprechen, aber nicht bedingungslos; sie sagt:

— — „Sohn, noch lebt die Hoffnung in meinem Herzen,
Dass er sie dir, *wenn sie gut und brav ist*, verlobe,
Obgleich arm, so entschieden er auch die Arme versagt hat.“

Also nur, wenn die Erkorne des Sohnes *gut* und *brav* ist, kann Hermann auf den Beistand der Mutter zählen.

Noch in anderer Richtung ist das Verhalten der Mutter gegenüber dem Sohne vorbildlich. Mancher junge Mensch wird durch die übertriebene, gedankenlose Liebe der Mutter verzogen. Die zärtliche Mutter ist so gerne geneigt, Anordnungen der strengen, väterlichen Autorität gegenüber dem leichtsinnigen Sohne zu mildern, ja ganz abzulenken; blinde Liebe kann die Mutter so weit verleiten, dass sie sich nicht nur in stille Opposition zu den Massnahmen der väterlichen Erziehung setzt, sondern unverhohlen die Strenge des Vaters mit ihrem lieben Söhnchen zugleich verdammt. Die Wirkungen dieses Zwiespaltes im Erziehungsplan ergeben sich von selbst. Auch hier ist der feine Takt der Wirtin bewundernswürdig. — Sie fühlt lebhaft das Unrecht, welches der Vater in seinem Unmute dem Sohne zufügt; *II. Gesang*:

„Wenig Freude erleb' ich an dir“ u. s. w. ferner
„Und so täuschte mich früh mit leerer Hoffnung die Mutter,
Wenn in der Schule das Lesen und Schreiben und Lernen dir niemals
Wie den andern gelang, und du immer der Unterste sassest“ u. s. w.

So wehe ihr die Worte des Vaters tun, um so mehr als der ungerechte Tadel in Gegenwart der Hausfreunde ausgesprochen wird, so sehr sie das mütterliche Herz zur Verteidigung ihres Lieblings antreiben mag, so enthält sie sich in Gegenwart Hermanns doch jeder Entgegnung und jeden Widerspruches gegen die heftigen Worte des Vaters; erst als der Sohn die Stube verlassen hat, verteidigt sie denselben und zeigt dem Vater, wie er ihn verkennt.

Als sich Hermann (im vierten Gesang) über die Heftigkeit des Vaters beklagt:

„Und so wuchs ich heran, um viel vom Vater zu dulden,
Der, statt anderer, mich gar oft mit Worten herum nahm“ u. s. w.

da nimmt die Mutter den Vater in Schutz. Sie will auch nicht, dass Hermann etwa mit ihrer Hilfe durch Trotz, über den Kopf des Vaters hinweg, seinen Willen durchsetze; sie verlangt ausdrücklich, dass er als Bittender vor denselben hintrete, sie sagt:

„Aber ein gutes Wort verlangt er und kann es verlangen; denn er ist Vater.“

Dieses Streben der Wirtin, das Ansehen des Vaters in den Augen des Sohnes unerschüttert zu erhalten, verdient nicht allein die Nachahmung aller Mütter; es ist auch vorbildlich für die Rücksicht, welche wir stets auf alle diejenigen nehmen sollten, die berufen sind, erzieherisch auf unsere Kinder einzuwirken. Nur zu oft lassen sich Eltern und Verwandte dazu verleiten, Anordnungen des Lehrers vor den Ohren des Zöglings lieblos zu verurteilen.

Mit der genauen Kenntnis von dem Wesen des Sohnes hängen auch die wichtigen Aussprüche der Mutter zusammen, durch welche sie die Entgegnung auf den harten Tadel des Wirtes beginnt und schliesst:

„Immer bist du doch, Vater, so ungerecht gegen den Sohn!
So wird am wenigsten dir ein Wunsch des Guten erfüllet.“

— — — — —
„Täglich mit Schelten und Tadeln hemmst du dem Armen
Allen Mut in der Brust, so wie du es heute getan hast.“

Die Worte der Mutter sind namentlich strengen Vätern in Erinnerung zu bringen, denen die Kinder nie etwas zum Dank tun können, welche in bester Absicht mit keiner Leistung, auch mit derjenigen, bei welcher die Kinder ihr Bestes eingesetzt haben, nicht zufrieden sind. Der Ausspruch ist aber besonders beherzigenswert für den *Lehrer*, ja er sollte eigentlich in jeder Unterrichtsstunde denselben ununterbrochen vor Augen haben. Die schönsten Lehrstunden sind immer diejenigen, wo es ohne ein hartes Wort abgeht, in welcher jeder Zögling des Gefühl empfängt, auch etwas zum Gelingen des Ganzen beigetragen zu haben.

Solche Stunden gibt es aber nur dann, wenn der Lehrer mit den Schwachen Geduld übt, wenn er zeigt, dass er zufrieden ist, wenn jeder sich nach Kräften bestrebt, zu leisten, was er kann. Durch Schelten und Tadeln hemmt man namentlich den schüchternen, langsamen Naturen allen Mut in der Brust. Immer getadelt, verzweifeln sie an sich selbst und werden mit der Zeit wirklich das, was sie der Lehrer in seinem Unmüde häufig schilt. — Der Lehrer, welcher in seinem Denken und Handeln stets durch Liebe und Wohlwollen geleitet wird, wendet seine Aufmerksamkeit ganz besonders den geistig Armen zu; er ist bestrebt sie zu heben, ihr Selbstvertrauen zu wecken und, wo dasselbe sich schüchtern äussert, es ermutigend zu kräftigen; er wird z. B. bei einer Frage, welche er an die ganze Klasse richtet, immer zunächst den Versuch machen, ob nicht die schwächern Schüler die rechte Antwort oder wenigstens Teile derselben zu finden vermögen u. s. w.

Ich will die pädagogischen Anregungen, welche die treffliche Mutter gibt, nicht verlassen, ohne an einen Ausspruch erinnert zu haben, welcher in den Schulausgaben weggelassen ist, er findet sich auch im *vierten* Gesang:

„Sohn, mehr wünschest du nicht, als die Braut in die Kammer zu führen,
Dass dir werde die Nacht zur schönen Hälfte des Lebens.“

Ich will gegen die Ausmerzung dieser Stelle für Schulausgaben gar nicht polemisieren; nur ist es wünschenswert, dass dann auch die Worte Hermanns wegfallen:

„Alles liegt öde vor mir; ich entbehre der Gattin.“

Ich habe schon von gebildeten Männern die Äusserung gehört, dass diese „ominöse“ Stelle ein Beweis sei von der Freude Goethes an „solchen Dingen“. Diese Auslegung ist hier geradezu empörend. Es braucht nur daran erinnert zu werden, dass die Mutter in Hermann und Dorothea das Abbild der Mutter Goethes ist, um die Auslassung im obigen Sinne genügend zu widerlegen. — Die bezüglichen Worte der Mutter und des Sohnes sind der schlagendste Beweis des rückhaltlosen gegenseitigen Vertrauens. Es liegt meines Erachtens in ihnen eine äusserst wichtige pädagogische Anregung, es ist diese: Der Erzieher darf den geschlechtlichen Fragen im Leben seines Zöglings nicht aus dem Wege gehen. Es ist gefährlich, darin den jungen Menschen sich selbst zu überlassen. Wenn er darin wirklich sich selbst anheim gestellt bliebe, so möchte das vielleicht das Beste sein. Tatsächlich aber ist dies meistens nicht der Fall. Gewöhnlich bleibt es solchen überlassen, von denen die Bibel sagt: „Man hänge ihnen einen Mahlstein um den Hals und ver-

senke sie da, wo das Meer am tiefsten ist“, jungen Leuten „diese“ Geheimnisse zu entschleiern. Nicht die Schule zwar wird der geeignetste Ort würdiger Aufklärung auf diesem Gebiete sein und namentlich nicht in der epischen Breite Basedows; aber das scheint fest zu stehen, dass der ernste Vater und die liebevolle Mutter, wie hier die treffliche Wirtin, nicht nur völlig berechtigt, sondern geradezu verpflichtet sind, die Natur nicht zu verschleiern, sondern würdevoll zu enthüllen; alles freilich zu seiner Zeit.

Bedeutsame Gedanken über Menschennatur und Menschenerziehung enthält auch das philosophische Gespräch zwischen dem Pfarrer und dem tadelsüchtigen Apotheker im ersten Gesange; der würdige Pfarrherr sagt, den Tadel des Apothekers über die Neugierde des Menschen widerlegend:

— — — — „Erst verlangt er (der Mensch) das Neue,
Suchet das Nützliche dann mit unermüdetem Fleisse;
Endlich begehrt er das Gute, das ihn erhebet und wert macht.“

Dieser Satz spricht in grossen Zügen die Entwicklungsstufen der Menschheit aus und zugleich auch den geistigen Entwicklungsgang des einzelnen. Die psychologische Wahrheit dieses Grundsatzes bildet auch das Fundament der Theorie über die *kulturhistorischen Stufen* der Herbart-Zillerschen Pädagogik. —

Der Pfarrer fährt dann fort mit den Worten:

„In der Jugend ist ihm ein froher Gefährte der Leichtsinn,
Der die Gefahr ihm verbirgt, und heilsam geschwinde die Spuren
Tilget des schmerzlichen Übels, sobald es nur irgend vorbeizog.
Freilich ist er zu preisen, der Mann, dem in reiferen Jahren
Sich der gesetzte Verstand aus solchem Frohsinn entwickelt;
Der im Glück, wie im Unglück, sich eifrig und tätig bestrebet.“

Unter Leichtsinn ist hier *Frohsinn*, heiterer Sinn zu verstehen. In den Worten des Pfarrers liegt für den Erzieher ein köstlicher Grundsatz. Im Hinblick auf den Ernst des Lebens, dem der Zögling entgegenwächst, möchte der Erzieher, von lauterm Wohlwollen geleitet, auch schon alle Äusserungen des jungen Gemütes mit strengem Ernst umkleidet sehen, er ist oft geneigt „den frohen Gefährten der Jugend“ als einen gefährlichen Feind derselben zu betrachten.

Ihm zum Trost und zur Warnung sei hingewiesen auf obige Worte Goethes über die segensreichen Wirkungen einer sorglosen Jugendzeit. Die glückliche Kindheit bildet die Grundlage für eine heitere Lebensanschauung, die Heiterkeit des Gemütes aber erhält den Menschen aufrecht im Kampfe mit dem Schicksal: „Im Glück, wie im Unglück ist er tätig

und eifrig bestrebt.“ Goethe selbst zieht dem Frohsinn würdige Schranken: „Freilich ist zu preisen der Mann“ u. s. w.

Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, liegt also z. B. in der Fabrikgesetzgebung, welche die Kinderarbeit einschränkt, nicht nur deshalb ein grosser, humaner Gedanke, weil dadurch der körperlichen Verkümmern der Jugend entgegengewirkt wird, es liegt darin auch eine Verhütung der gemüthlichen Abstumpfung und Erschlaffung, eine Wahrung des natürlichen Rechtes aller Menschen, des Rechtes: jung und fröhlich zu sein. Jeder Erzieher, jeder Menschenfreund überhaupt, sollte bestrebt sein, so weit sein Einfluss reicht, der Jugend dieses Recht ungeschmälert zu lassen.

Als eine Anwendung und Vertiefung des Ausspruches über den Frohsinn der Jugend kann die Stelle im neunten Gesange gelten, wo der Pfarrer auf die Erzählung des Apothekers, wie dessen Vater einst durch den Hinweis auf den Tod die Ungeduld des Knaben zu beschwichtigen sucht, erwidert:

— — „Der Vater mit Unrecht
hat dem empfindlichen*) Knaben den Tod im Tode gewiesen.
Zeige man doch dem Jüngling des edel reifenden Alters
Wert, und dem Alter die Jugend, dass beide des ewigen Kreises
Sich erfreuen und so sich Leben im Leben vollende!“

In Hermann und Dorothea ist auch in grossen Zügen das *Ziel der Erziehung* ausgesprochen, in der empirischen Form, wie es wohlwollenden Eltern etwa vorschwebt. Der Wirt sieht die stolzen Pläne, welche er an die Verbindung Hermanns mit einer der Nachbarstöchter geknüpft hatte, scheitern; er kann sich der Einsicht nicht mehr verschliessen, dass Hermann gar keinen Sinn dafür hat, sich unter den Bürgern hervorzutun; da spricht er die zornigen Worte:

— — — — „Schwerlich
Wird mich des herzlichsten Wunsches Erfüllung jemals erfreuen,
Dass der Sohn dem Vater nicht gleich sei, sondern ein Bess'rer.“

Dem Wirt, dessen Sinn sonst stark auf den Besitz gerichtet ist, schwebt bei den Worten „ein Bess'rer“ durchaus ein ideales Ziel vor. Das beweist die Nutzenanwendung, welche er von seinem Gedanken auf den Wert gemeinnützigen, einsichtsvollen Wirkens und Strebens bei den nachwachsenden Geschlechtern macht.

Den ganz gleichen Wunsch, wie ihn der Wirt für seinen Sohn hat, finden wir schon bei *Homer* ausgesprochen. Als der helmumflatterte Hektor beim skäischen Tore von der lieblichen Andromache und seinem

*) Empfindlich = empfänglich

zarten Knäblein Astyanax Abschied nimmt, um hinauszuziehen in den Kampf mit den Gricchen, küsst er sein liebes Kind und wiegt es sanft in den Armen; dann erhebt er die Stimme zu den Göttern:

„Zeus und ihr andern Götter, o lasst doch dieses mein Knäblein
Werden dereinst, wie ich selbst, vorstrebend im Volke der Troer,
Auch so stark an Gewalt und Ilios mächtig beherrschen
Und man sage hinfort: *Der ragt noch weit vor dem Vater!*“

Also der Sohn möge ein Besserer werden als der Vater, das ist die praktische Formulirung des Ziels der Erziehung für das liebende Elternherz. Insofern sich der Wunsch, er werde ein Bess'rer, auf den Charakter bezieht, liegt er ganz in der Richtung der streng wissenschaftlichen Forderung, welche die Pädagogik an die Erziehung stellt: Bildung zur sittlichen (religiösen) Persönlichkeit.

Man darf nicht annehmen, dass alle auf die Erziehung Bezug habenden Gedanken des Epos auch wirklich der Meinung des Dichters entsprechen. So sagt Hermann im vierten Gesang:

— — — „Der Jüngling reifet zum Manne.
Besser im Stillen reift er zur Tat oft als im Geräusche
Wilden, schwankenden Lebens.“

Dieser Grundsatz kann in seiner Allgemeinheit durchaus nicht als richtig anerkannt werden, insofern zur „Tat“ ein gefesteter erprobter Wille gehört, der nicht im „Willen reifet“. Goethe kann hier durch Goethe selbst widerlegt werden. In seinem *Torquato Tasso* (I. 2) sagt die freisinnige Leonore Sanvitale:

„Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Sich ein Charakter in dem Strom der Welt.“

Durchaus nicht zur Nachahmung zu empfehlen ist ferner das Mittel der Frauen, durch welches sie die Kinder beim Abschied Dorotheas beschwichtigen (7. Ges.):

„Stille Kinder! sie geht in die Stadt und bringt euch des guten
Zuckerbrodes genug“ u. s. w.

Es ist ein feiner Zug des Dichters, dass er die ungebildeten Frauen in der Schar der Vertriebenen diese sehr unpädagogischen Worte aussprechen lässt. Dieselben bedienen sich den Kindern gegenüber bewusst einer Unwahrheit, um das Übel (des Weinens) für den Augenblick abzuwenden. Das angewandte Mittel ist ein sehr unlauteres. Leider sind bei den Eltern ähnliche „Hilfen“ noch häufig in Gebrauch; nur zu gern lässt man sich im Drang des Augenblicks dazu verleiten, die Kinder mit leeren Versprechungen abzuspeisen, um den flüchtigen Kindergedanken eine andere Richtung zu geben. Die schlimmen Wirkungen dieser

Gewohnheit ergeben sich von selbst; das Vertrauen in die Wahrhaftigkeit des Erziehers wird dadurch beim Zögling erschüttert, zugleich aber nimmt sich das Kind für sein eigenes Tun den Erzieher zum Vorbild, und leider ist das schlechte Beispiel meistens viel eindrucksvoller als das gute. Strenge Wahrhaftigkeit bis ins Kleinste ist die elementarste Pflicht des Erziehers, er darf das nie und in keiner Lage vergessen. Das Wort des Volkes: „Besser eine gute Lüge als eine schlechte Wahrheit“, auch in seiner gelindesten Deutung, enthält nicht bloss für das tägliche Leben ein unmoralisches Prinzip, sondern ganz besonders auch für das Gebiet der Erziehung. Wehe dem Lehrer z. B., der sich auch nur einmal dazu verleiten lässt, „um seine Autorität vor der Klasse zu bewahren“, seine Unkenntnis in irgend einer Frage, welche unvermutet im Verlauf des Unterrichtes auftaucht, in gelinder oder starker Form zu verschleiern, statt ruhig und offen zu erklären: „Ich weiss Euch jetzt keine Erklärung zu geben, ich will das aber in der nächsten Stunde tun!“ Durch dieses Geständnis wird sich ein Lehrer, der im übrigen seiner Stellung gewachsen ist, in den Augen der Schüler keineswegs herabsetzen. Die Erziehung zur Wahrhaftigkeit fordert, dass wir immer und überall der Wahrheit die Ehre geben.

* * *

Namentlich für die *Erziehung unserer Töchter* bedeutungsvoll ist die Stelle im *siebenten* Gesang, wo Dorothea über die Bestimmung des Weibes spricht:

„Dienen lerne bei Zeiten das Weib nach ihrer Bestimmung;
Denn durch Dienen allein gelangt sie endlich zum Herrschen,
Zu der verdienten Gewalt, die doch ihr im Hause gehöret.
Dienet die Schwester dem Bruder doch früh, sie dienet den Eltern,
Und ihr Leben ist immer ein ewiges Gehen und Kommen,
Oder ein Heben und Tragen, Bereiten und Schaffen für andre.
Wohl ihr, wenn sie daran sich gewöhnt, dass kein Weg ihr zu sauer
Wird, und die Stunden der Nacht ihr sind wie die Stunden des Tages,
Dass ihr niemals die Arbeit zu klein und die Nadel zu fein dünkt,
Dass sie sich ganz vergisst und leben mag nur in andern!“

Damit möchten die wesentlichsten pädagogischen Anregungen, welche unmittelbar aus dem Gedichte fliessen, berührt sein. — In den einleitenden Bemerkungen ist darauf hingewiesen worden, dass auch die Kunst der Darstellung des Dichters, die Mittel, wodurch er die höchste Anschaulichkeit erzielt, uns für den Unterricht vorbildlich sein können. Gerade in dieser Beziehung bietet unser Epos eine unerschöpfliche Fülle von An-

regungen. Von den vielen Beispielen dieser Art möge nur eines zu genauerer Prüfung herausgehoben werden.

Schon im ersten Gesang erfahren wir, dass der Wirt zum goldenen Löwen ein wohlhabender Mann ist, und auch im zweiten und dritten ist wiederholt darauf hingewiesen.

Es ist aber die Absicht des Dichters, uns den reichen Besitz der Familie eindrucksvoll und ausführlich zu zeigen; dadurch wird der Kontrast zwischen dem Herzenswunsch des Sohnes, die arme Vertriebene in sein Haus zu führen und die Anforderungen, welche der Vater an seine zukünftige Schwiegertochter stellt, besonders eindrucksvoll in unser Bewusstsein gerückt.

In der Art und Weise, wie Goethe uns den blühenden Besitz des Wirtes vor Augen führt, tritt er ganz in die Bahnen Homers. Wenn uns dieser nämlich eine lebendige Anschauung eines Gegenstandes geben will, so zählt er nicht etwa nach einem bestimmten Plane die Merkmale desselben auf, sondern er verwandelt das Nebeneinander in ein Nacheinander, die Beschreibung in eine Erzählung. Ganz so macht es Goethe bei der Veranschaulichung der reichen Güter des Wirtes im Anfang des vierten Gesanges. Indem wir der Mutter durch die doppelten Höfe, den prächtigen Garten, den sanftansteigenden Weinberg, durch die wogenden Ährenfelder folgen, erhalten wir nicht nur ein lebensvolles Bild von dem Glücksstand der Familie, sondern wir freuen uns dessen zugleich mit der trefflichen Mutter.

Die Bedeutung des Verfahrens, das Nebeneinander in ein Nacheinander, die Beschreibung in eine Erzählung zu verwandeln, für die Anschaulichkeit und für das Interesse des Hörers hat *Lessing* in seinem *Laokoon* *) in Beziehung auf Homer mit psychologischen und ästhetischen Gründen nachgewiesen. — Wenn das Mittel, die Beschreibung in eine Erzählung umzugestalten, in der Poesie auf die Vorstellungskraft und das Interesse solche Wirkung ausübt, wie die angezogene Stelle aus *Hermann und Dorothea* unwiderleglich beweist, so muss diesselbe auch bei der nüchternen Verstandesarbeit sich bemerkbar machen. Tatsächlich ist das auch der Fall. Einen Beweis hiefür liefert unter anderm die Lieblingserzählung unserer Jugend: *Der Robinson*. Ein gut Teil unversieglichen Interesses an diesem schönen Werke entspringt daraus, dass alle Arbeiten und Unternehmungen des Helden sich vom misslungenen Versuch bis zur glücklichen Vollendung vor uns entfalten, dass nirgends trockene Beschreibung uns langweilt, sondern, dass wir überall Augen-

*) Kap. 23 bis 26.

zeugen sind und alles vor uns werden und entstehen sehen. Ein anderer Beweis ergibt sich aus der Wahrnehmung, dass z. B. *Reisebeschreibungen*, selbst wenn alles Abenteuerliche daraus fern gehalten ist, uns in viel höherem Grade interessiren, als die beste Darstellung eines Landes in der Form der gewöhnlichen Beschreibung, diese ist dort eben auch zur Erzählung geworden.

Aus dem Gesagten geht für den Lehrer die praktische Folgerung hervor, im Unterricht überall bei geeigneter Gelegenheit an die Stelle der Beschreibung die Erzählung zu setzen. Es ist nicht schwer zu entscheiden, wann und wo das zu geschehen hat: überall da, wo es sich darum handelt, deutliche Vorstellungen eines Gegenstandes zu vermitteln, welchen wir nicht zur Anschauung vorweisen können. So kann zum z. B. in der Geographie ausgiebiger Gebrauch von dem genannten Verfahren gemacht werden. Statt die planmässige Beschreibung eines Tales oder Landes zu bieten, unternimmt man mit den Schülern in Gedanken eine Reise durch dasselbe und orientirt sich bei diesem Anlass über das Wünschenswerte, wie dort die Mutter über den Stand des Gartens und der Weinberge. Dabei ist nicht ausgeschlossen, dass man nach der „Rückkehr“ das Gewonnene unter die üblichen Gesichtspunkte: Lage, Grenzen, Grösse, Gebirge, Gewässer u. s. w. rückt.

Die Schweizerische Volksschule.

Von C. Grob.

Die wehrfähige Mannschaft wird als eine Grundsäule des Staatsgebäudes bezeichnet. Wo sie erscheint, da jubelt ihr alt und jung entgegen. Ihre Waffenspiele ziehen die Blicke des ganzen Landes auf sich. Die schweiz. Armee ist der Inbegriff der vaterländischen Mannskraft und Mannszucht und bildet den Stolz und die Freude des gesamten Schweizervolkes. Wenn das weisse Kreuz im roten Feld sich entfaltet, da verschwinden alle Sonderinteressen der 25 Kantone, wie der Nebel vor der Sonne, und Mann und Weib fühlen sich nur als Glieder des *einen* lieben Vaterlandes. Keiner nähme heute die Zeit zurück, da die Landesverteidigung noch kantonale Sache war. In diesem Einheitsgedanken treffen sich die eifrigsten Verfechter der kantonalen Oberhoheit mit den wärmsten Freunden der Zentralisation. Die millionenverschlingenden Opfer für tüchtige Schulung unserer Rekruten, Soldaten